

ORA ET  
LABORA

Bete  
und  
Arbeits!

# St. Peters Bote.

26. Jahrgang  
No 3

Münster, East, Donnerstag, den 28. Februar 1929

Fortlaufende No.  
1304

U. I. O. G. D.

Auf daß  
in Allem  
Gott  
verherrlicht  
werde!

## Welt=Kundschau.

### Die Schulfrage

In der vergangenen Sitzung der Legislatur von Saskatchewan wurde ein Antrag des Führers der Konservativen niedergestimmt, demgemäß in keiner öffentlichen Schule ein religiöses Abzeichen benützt werden noch ein Lehrer oder eine Lehrerin in der Schule religiöse Kleidung tragen dürfte. Der Antragsteller hatte wohl kaum die geringste Hoffnung, daß sein Antrag würde angenommen werden. Denn man kann doch nicht annehmen, daß er über die Stimmung des Hauses ganz und gar in Unkenntnis war. Der Antrag bekam nämlich außer seiner eigenen auch nicht eine einzige andere Stimme. Das erregt ganz von selbst den Verdacht, daß es ihm um etwas ganz anderes zu tun war, wenigstens für die Gegenwart. Anscheinend sollte der Antrag im Lande den Eindruck hervorrufen, als ob die öffentlichen Schulen überall in großer Gefahr schwebten, der katholischen Kirche in die Hände zu fallen. Gegen eine Regierung gibt es vielleicht wenige Agitations- und Propagandamittel, die wirksamer wären als der Gedanke, daß sie mit der katholischen Kirche liebäugle. Mag eine Regierung es den Katholiken auch nur ermöglichen, einen Bruchteil ihrer primitiven Rechte zu genießen, das genügt für die Anschuldigung, daß sie die katholische Kirche begünstige, und das wäre natürlich in den Augen eines jeden „echten Protestanten“, — wie sich ein solcher kürzlich im „Star-Pönix“ selbst gezeichnet hat — zumal wenn er noch dazu einer geheimen antikatholischen Gesellschaft angehört, ein Kapitalverbrechen.

Ein ganz anderes Bild als die Legislatur bot die in neuester Zeit abgehaltene Konvention der „School Trustees' Association“ von Saskatchewan, die von mehr als 1000 Trustees besucht war. Der in Parallelen niedergestimmte Antrag galt ohne Zweifel zunächst als Vorbereitung für diese Konvention, und die Vorbereitung war eine gründliche. Eine der ersten Resolutionen, die eingebracht wurden, lautete: „Da weit und breit die Ansicht herrscht, daß es nicht im besten Interesse unserer Schulkinder sei, daß ihr Lehrer irgendeine Religion offenkundig hochhalte: so sei es beschlossen, daß kein Abzeichen von irgendeiner religiösen Denomination, eines Ordens, einer Sekte, Gesellschaft oder Vereinigung, sei es in oder an irgendeiner öffentlichen Schule in der Provinz, zur Schau gestellt werden dürfe. Auch soll keine Person, welche das Kleid irgendeiner solchen religiösen Denomination, eines Ordens, einer Sekte, Gesellschaft oder Vereinigung trägt, in irgendeiner öffentlichen Schule in der Provinz lehren oder zum Lehren die Erlaubnis erhalten.“ Gegen diesen Antrag erhob sich keine einzige Stimme, die Sache brauchte gar nicht diskutiert zu werden. Zur Abstimmung gestellt wurde die Resolution einstimmig angenommen, und die Verkündung dieses Resultates löste einen ungeheuren Beifall und Enthusiasmus aus.

Der langatmige Antrag hätte viel kürzer so gefaßt werden können: „Es sei beschlossen, daß in keiner öffentlichen Schule ein Kreuzifix oder ein sonstiges katholisches Abzeichen

zur Schau getragen werden dürfe. Auch darf keine katholische Ordensperson, die ihr Ordenskleid trägt, in irgendeiner öffentlichen Schule lehren.“ So gefaßt, wäre der Antrag viel verständlicher und aufrichtiger gewesen. Aber gerade das wollten die Urheber des Antrages, von denen vielleicht nicht einer persönlich der Konvention beimohnte, vermeiden. Mancher tolerante Protestant oder Atheist würde kopfschütteln, wenn er wüßte, daß der Antrag ausschließlich gegen eine gewisse Klasse der Bevölkerung gerichtet sei, daß dessen Absicht darauf hinge, die Lebendigkeit der katholischen Kirche möglichst zu unterbinden und allmählich ganz auszuschalten. Aber, wie der Antrag lautet, hat er das Aussehen, als wolle er gleiches Recht für alle. Nichts aber kann auf Menschen, die sich auf ihren demokratischen Sinn etwas zu gute halten, befähigender wirken als die Phrase: „Gleiches Recht für alle!“

Abgesehen von dem antikatholischen Geiste, der den Antrag befeuert, vertritt derselbe die höchst verwerfliche Ansicht, daß es im besten Interesse des Kindes und deshalb der ganzen Bevölkerung sei, daß die Religion ganz und gar aus der Schule verbannt sein solle. Gerade dadurch aber bahnt er einer Richtung den Weg, die man gewissermaßen auch als religiös bezeichnen kann, nämlich der Richtung der Religionslosigkeit, des Unglaubens, des Atheismus. Denn wenn der Antrag zum Gesetz würde und buchstäblich zur Anwendung käme, wenn also das Kind während seiner ganzen Schulzeit innerhalb der Schule selbst, die fast sein ganzes Interesse in Anspruch nimmt, nichts von Gott und göttlichen Dingen vernimmt, welches andere Resultat läßt sich da erwarten, als daß das Kind zum religionslosen Mann oder zur religionslosen Frau herauzwachse? Soll das etwa seinen Eindruck auf das biegsame Gemüt des Kindes machen, wenn es sieht, daß in der Schule alles außer der Religion Bedeutung habe?

Der Einwand, Religion solle in elterlichen Hause oder in der Kirche gelehrt werden, ist unter den obwaltenden Umständen meist völlig richtig. Im elterlichen Hause ist oft niemand, der befähigt wäre oder genug Interesse an der Sache nähme, die Kinder in der Religion zu unterrichten. Für den Unterricht in der Kirche fehlt sehr häufig die Gelegenheit, wenigstens um einen gründlichen Unterricht zu erteilen. Auch ist es leicht verständlich, daß ein Kind, dessen Sinn für Religion durch das völlige Schweigen der Schule abgestumpft, wenn nicht ganz erlöset ist, einem besonderen Unterrichte zu Hause oder in der Kirche kein besonderes Interesse entgegenbringen wird. Die Schule stellt heutzutage ohnehin Anforderungen an die Kinder, denen kaum die Talente gerecht werden können, und der Bildungsfanatismus wird mit jedem Jahre schlimmer. Das Kind wird somit versucht sein, jede weitere Last soviel als möglich abzuschütteln. Es wird den Religionsunterricht außerhalb der Schule

(Fortsetzung auf S. 4.)

## Nun, ein wenig Antioxin

Die letzte Nummer des St. Peters Botes gab den Lesern in dem „Star-Pönix“ gerichteten Briefe eines „echten Protestanten“ eine gute Dosis Antioxin oder Gegengift. Antioxin wird bekanntlich gegeben, um eine Person gegen eine gefährliche Krankheit immun zu machen, sobald sie die Krankheit entweder gar nicht oder nur in ganz leichter Form bekommt. Manchmal ist es nützlich, nach der ersten, größeren eine kleinere Dosis zu verabreichen oder das ein paarmal zu wiederholen.

Die Krankheit, gegen die das Antioxin gegeben wurde, ist der geistige Schüttelfrost, der gerne unerfahrene und unbedenkenlose Katholiken befallt, wenn ihnen zufällig einmal eine antikatholische Schmähschrift in die Hände kommt. Für schwache Seelen mag so etwas gefährlich werden, weil sie leicht daran Vergernis nehmen und vielleicht gar an ihrer Kirche irre werden. Wer aber einmal durch seinen festen Glauben u. durch etwas Erfahrung immun geworden ist, der wird sich an das Wort Christi erinnern: „Betet für die, welche euch verfolgen und verfeinden!“ Er wird die Urheber solcher Schriften der Barmherzigkeit Gottes empfehlen und ihr Machwerk unschädlich machen, damit kein Schaden daran Anstoß nehme.

In seinem Briefe rät der „echte Protestant“ den Katholiken, das 17. Kapitel der Offenbarung des hl. Johannes, auch Apokalypse genannt, zu lesen. Dieses so geheimnisvoll angeordnete Kapitel muß wohl einen seiner Haupttrümpe enthalten. Und in der Tat wird gerade dieses Kapitel häufig von denen denützt, die es sich zur Lebensaufgabe gemacht haben, die katholische Kirche mit Stumpf und Stil auszurotten. Wegen Mangel an Raum konnte letzte Woche nicht näher darauf eingegangen werden, so sei also das Verfaßte hier nachgeholt. Die betreffende Stelle lautet:

„Und es kam einer von den sieben Engeln, welche die sieben Schä-

### Das Wetter in den Vereinigten Staaten

Die Ver. Staaten sind groß, und so kann das Land an ein und demselben Tage in den verschiedenen Teilen ganz verschiedene Wetter haben. In den vergangenen paar Wochen war es vor allem der mittlere Westen, bis nach Canada hinaus, der von einer außerordentlichen Kälte zu leiden hatte. Am 19. Februar erlebte besonders Minnesota noch tiefen Temperatursturz: St. Paul 23, Superior und andere Orte 25, Brainerd sogar 35 unter Null. Ungefähr zur selben Zeit wütete in Montana bei 32 unter Null ein Blizzard mit starkem Schneefall. Nachdem dann für ein paar Tage wärmeres Wetter eingetreten war, drang vom Nordwesten her eine neue Kältefront nach dem Mittelwesten vor und erstreckte sich von Minnesota bis nach Kansas.

Am 25. Februar ereignete sich eine starke Störung im Süden, höchst wahrscheinlich ein Vorläufer des nahen Frühlingswetters. In Texas trat dieselbe früh morgens und in Arkansas und Mississippi später am Tage als Tornado auf. In Texas fielen ihm vier Menschenleben zum Opfer in Arkansas zwei und in Mississippi 15, wovon die meisten auf das Städtchen Duncan entfielen. Außer den Getöteten gab es zahlreiche Verwundete, und viel Eigentum wurde zerstört.

len hatten, und redete mit mir, und sprach: Komm, ich will dir die Beschreibung der großen Mure anzeigen, die auf allen Wässern sitzt, mit welcher die Könige der Erde gebühret haben und von denen Suremweine die Bewohner der Erde beraubt worden sind. Und er führte mich im Geiste in eine Wüste. Und ich sah ein Weib sitzen auf einem scharlachroten Tier, welches voll Wüsternamen war, und sieben und zehn Hörner hatte. Das Weib war bekleidet mit Purpur und Scharlach, bedeckt mit Gold, Edelsteinen und Perlen, und hatte einen goldenen Becher in ihrer Hand, voll Gneuel und unreinigkeit ihrer Sureerei. Auf ihrer Stirne stand ein Name geschrieben: Geheimnis! das große Babylon, die Mutter der Sureerei und der Gneuel auf Erden! Und ich sah das Weib betrunken vom Blute der Heiligen und vom Blute der Zeugen Jesu; und ich vernohnderte mich sehr, als ich dies sah. Und der Engel sprach zu mir: War-

(Fortsetzung auf S. 8.)

### Chicago

Am Donnerstag, dem 14. Februar, wurden sieben Männer, die sich in einer Garage befanden, von fünf anderen Männern überfallen, an die Wand gestellt und kaltblütig niedergeschossen.

„Wo glänzt ihr wohl, wo glänzt ihr wohl, daß das gefehene sei? Tief drunten, tief drunten in der wilden Wälder?“ Doch nein, das geschah nicht in der wilden Wälder oder sonst in einer unbilligsten Ecke von Europa; auch nicht bei den Chinesen, in deren Lande doch das Mauerwerk so üppig floriert, oder sonstwo in Asien; nicht einmal bei den Wilden in dem noch großenteils unerforschten Australien oder im finsternen Afrika. Es geschah in einer Retroville des Landes, wo die Sonne der Zivilisation am hellsten scheint — in Chicago. Die Veranlassung soll der Wandkrieg unter Schnapsdiebern gewesen sein.

Darüber bemerkt eine amerikanische Zeitung: „Hätte sich diese Gewalttätigkeit in Mexiko oder in Zentralamerika ereignet, dann würden sich unsere Reformer einmütig erhoben und Protest eingelegt haben. Aber es ereignete sich ja nur in Chicago! Für einige Tage bildet dieses Ereignis noch eine Sensationsneuigkeit, und dann wird es bald wieder vergessen sein.“

Die Affäre ist bereits auf dem besten Wege, im Sand zu verlaufen. Nachdem das Polizei-Department den energischen Entschluß veröffentlicht hatte, die Verbrecher schnellstens zur Strecke bringen und die ganze Stadt reinigen zu wollen, — dieser Voratz erinnert an die bekannten Neujahresvorsätze — wurde es bald wieder still. Eine Woche nach dem Ereignis hatte man noch keinen festen Anhaltspunkt. Wer denkt da nicht an den Gesang vom „Eppel vom Land“, der in der Stadt umherströlte. Da heißt es:

„Kam ihn i eini' komme, kam mir d'Uhr und streiten a'nomme. I meld' bei der Polizei: Wenn er sich selber stellt, na ham's ihn glei!“

Oben angeführte Zeitung forcht etwaigen Ursachen solcher Zustände nach und schiebt zuletzt alle Schuld auf die Prohibition. Diese mag vielleicht auch mit Ursache sein, aber der wirkliche Grund liegt doch tiefer.

## Rundschreiben des Papstes Leo XIII. über die Arbeiterfrage, erlassen am 15. Mai 1891.

(Fortsetzung.)

Vor allem ist also von der einmütig unänderlichen Ordnung der Dinge auszugehen, wonach in der bürgerlichen Gesellschaft eine Gleichmachung von hoch und niedrig, von arm und reich schlechthin nicht möglich ist. Es mögen die Sozialisten solche Träume zu verwirklichen suchen, aber man kämpft umsonst gegen die Naturordnung an. Es werden immerdar der Menschheit die größten und tiefgreifendsten Ungleichheiten aufgedrückt sein. Ungleich sind Anlagen, Fleiß, Gesundheit und Kräfte, und hiervon ist ungetrennt die Ungleichheit in der Lebensstellung, im Besitz. Dieser Zustand ist aber ein sehr zweckmäßiger sowohl für den Einzelnen wie für die Gesellschaft. Das gesellschaftliche Dasein erfordert nämlich eine Verschiedenheit von Kräften und eine gewisse Mannigfaltigkeit von Leistungen; und zu diesen verschiedenen Leistungen werden die Menschen hauptsächlich durch jene Ungleichheit in der Lebensstellung angetrieben.

Was die körperliche Arbeit betrifft, so würde der Mensch im Stande der Unschuld freilich nicht untätig gewesen sein. Die Arbeit, nach welcher er damals wie nach einem Geheiß freiwillig verlangt hätte, diese wurde ihm nach dem Sündenfalle als eine notwendige Buße auferlegt, deren Last er spüren muß. „Verflucht sei die Erde in deinem Verle; mit Arbeit sollst du von ihr essen alle Tage deines Lebens“ (1. Mose 3, 17). In gleicher Weise werden immer auch die übrigen Geschwernisse auf dieser Erde wohnen. Die Folgen der Sünde als bittere Realität an der Seite des Menschen bis zu seinem Tode haften. Leiden und Mühen sind einmal der Anteil unseres Geschlechtes, und so große Anstrengungen man auch zur Verbesserung des Daseins machen mag, die Gesellschaft wird niemals frei von großer Plage werden. Die, welche vorgeben, sie könnten es dahin bringen, und die dem armen Volke ein Leben ohne Not und nur voll Ruhe und Genuß vorpiegeln, täuschen sich über die Menschen mit einem Truge, welcher nur größere Uebel zur Folge haben wird, als die sind, an denen die gegenwärtige Gesellschaft krankt. Das einzige Richtige ist, die Dinge zu nehmen, wie sie wirklich sind, und das Linderungsmittel anderswo aufzusuchen.

Ein Grundfehler in der Behandlung der sozialen Frage ist sodann auch der, daß man das gegenseitige Verhältnis zwischen der bestehenden und der unvermeidlichen, arbeitenden Klasse so darstellt, als ob zwischen ihnen von Natur ein unversöhnlicher Gegensatz Platz griffe, der sie zum Kampfe aufreize. Ganz das Gegenteil ist wahr. Die Natur hat viel mehr alles zur Eintracht, zu gegenseitiger Harmonie hingebunden; und sowie im menschlichen Leibe bei aller Verschiedenheit der Glieder im wechselseitigen Verhältnis Einklang und Gleichmaß vorhanden ist, so hat die Natur auch gewollt, daß im Körper der Gesellschaft jene beiden Klassen in einträchtiger Beziehung zu einander stehen und ein gewisses Gleichgewicht hervorbringen. Die eine hat die andere durchaus notwendig. Das

Kapital ist auf die Arbeit angewiesen, und die Arbeit auf das Kapital. Eintracht ist überall die unerläßliche Vorbedingung von Schönheit und Ordnung; ein fortgesetzter Kampf dagegen erzeugt Verwilderung und Verwirrung. Zur Befestigung des Kampfes aber und selbst zur Ausrottung seiner Ursachen beist das Christentum wunderbare u. vielgestaltige Kräfte.

Die Kirche, als Vertreterin und Wächterin der Religion, hat zunächst in den religiösen Wahrheiten und Gesetzen ein mächtiges Mittel, die Reichen und die Armen zu versöhnen und einander nahezubringen; ihre Lehren und Gebote führen beide Klassen zu ihren Pflichten gegen einander und namentlich zur Befolgung der Vorschriften der Gerechtigkeit. Von diesen Pflichten schärft sie folgende den arbeitenden Ständen ein: vollständig und treu die Arbeitsleistung zu verrichten, zu welcher sie sich frei und mit gerechten Beiträgen verbunden haben; den Arbeitsherrn weder an der Habe noch an der Person Schaden zuzufügen; in der Wahrung ihrer Rechte sich der Gewalttätigkeit zu enthalten und in keinem Falle Aufsehnung zu stiften; keine Verbindung zu unterhalten mit solchen Menschen, die ihnen trügerische Hoffnungen vorspiegeln, und zur bitteren Enttäuschung und Ruin zurückzuführen.

Die Pflichten, die sie himmieder den Besitzenden und Arbeitgebern einschärft, sind die nachstehenden: die Arbeiter dürfen nicht wie Sklaven angesehen und behandelt werden; ihre persönliche Würde, welche geachtet ist durch ihre Würde als Christen, werde stets heilig gehalten; Handwerk und Arbeit erniedrigen sie nicht, vielmehr muß, wer vernünftig und christlich denkt, es ihnen als Ehre anrechnen, daß sie selbständig ihr Leben unter Mühe und Anstrengung erhalten; unerschrocken dagegen und unwürdig ist es, Menschen hoch zu eigenen Gewinne auszunutzen und sie nur so hoch zu taxieren, als ihre Arbeitskräfte reichen. Die Kirche ruft den Arbeitsherrn weiter zu: Habet auch die gebührende Rücksicht auf das geistige Wohl und die religiösen Bedürfnisse der Arbeiter; ihr seid verpflichtet, ihnen Zeit zu lassen für ihre gottesdienstlichen Übungen; ihr dürft sie nicht der Verführung und sittlichen Gefahren bei ihrer Verwendung aussetzen; den Sinn für Nützlichkeits und Sparlichkeit dürft ihr in ihnen nicht ersticken lassen; es ist ungerade, sie mit mehr Arbeit zu beschweren, als ihre Kräfte tragen können, oder Leistungen von ihnen zu fordern, die ihrem Alter oder Geschlecht nicht entsprechen. Vor allem aber ermahnt die Kirche die Arbeitsherrn den Grundtat: „Jedem das Seine“ stets vor Augen zu behalten. Dieser Grundtat sollte auch unparteiisch auf die Höhe des Lohnes Anwendung finden, ohne daß die verschiedenen mit zu berücksichtigenden Momente übersehen werden. Im allgemeinen ist in Bezug auf den Lohn wohl zu beachten, daß es gegen göttliches und menschliches Gesetz geht, Kollektiven zu drücken und auszunutzen um des eigenen Vorteils willen. Dem Arbeiter den

(Fortsetzung auf S. 4.)